

Ewig lockt die Macht – selbst in der Schweizer Aussenpolitik

Einmal eine grosse Rolle spielen auf der Welt! Davon träumen auch Schweizer Politiker. Die Folgen davon sind meist verheerend



Paul Widmer

Grosse Mächte übertünchen innenpolitische Schwächen gern mit aussenpolitischen Befreiungsschlägen. Frankreichs Präsident Sarkozy intervenierte in Libyen, als er in einem Stimmungstief steckte, sein Nachfolger Hollande spielte in Mali den starken Mann, als man ihn zu Hause einen Schwächling nannte, und der russische Präsident Putin erreichte mit der Annexion der Krim eine traumhafte Zustimmung, die seine mediokre Wirtschaftspolitik vergessen liess. Solche Ausflüchte in die Aussenpolitik gibt es für einen Kleinstaat nicht. Vor den Verlockungen der Macht ist er indes nicht weniger gefeit. Auch er spielt auf der Weltbühne gern eine wichtigere Rolle, als ihm zusteht – wie auch die Geschichte zeigt.

Genau vor 100 Jahren musste Bundesrat Arthur Hoffmann Hals über Kopf den Hut nehmen. Der hochgeachtete Magistrat war über eine Vermittlungsaktion gestürzt. In bester Absicht wollte er den Ersten Weltkrieg mit einem Friedensschluss zwischen Russland und dem Deutschen Reich abkürzen.

Dabei geriet ein Telegramm, das er dem Sozialistenführer Robert Grimm nach Petersburg sandte, in die Hände der Entente. Das Entsetzen in Frankreich und Grossbritannien war gross. Noch schlimmer sah es in der Westschweiz aus. Dort herrschte Aufruhr. Einige bezichtigten gar den Bundesrat mit deutschen Wurzeln der Kollaboration mit den Mittelmächten. Hoffmann hatte freilich nichts Widerrechtliches getan. Das Völkerrecht hält ausdrücklich fest, die Kriegsparteien dürften die Vermittlungsdienste von Neutralen nicht als unfreundlichen Akt taxieren. Aber neutralitätspolitisch betrachtet sah es anders aus. Ein Staat wie die Schweiz darf sich nicht mit Initiativen vorwagen, wenn nicht die Zustimmung von allen Seiten vorliegt. Und das war nicht der Fall. Hoffmann hatte viel riskiert. Warum? Wohl aus echter Friedenssehnsucht, aber auch aus Geltungstrieb. Er suchte für sich und sein Land den grossen Auftritt.

Übrigens nicht zum ersten Mal. Schon Ende 1916 wollte er sich als Vermittler einschalten. Kaum hatte US-Präsident Wilson – die USA waren damals noch neutral – einen Friedensaufruf erlassen, doppelte Hoffmann mit einer Schweizer Initiative nach. Nicht alle im Bundesrat waren davon angetan. Aber Hoffmann schmetterte den Widerstand barsch ab. Wenn die USA, so meinte er, das Risiko einer Friedensinitiative eingehen könnten, dann könne es die Schweiz auch. Die Bevölkerung klatschte Beifall. Endlich



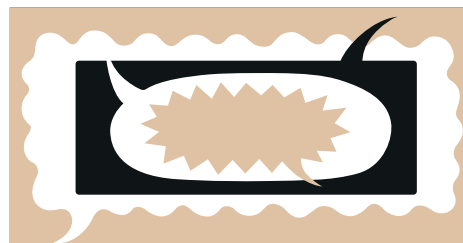
Was verlöre die Schweiz, wenn sie sich vom Sicherheitsrat fernhält? Nichts. Und was, wenn sie dort einsässe? Auch nichts – wenn alles glimpflich abläuft.

eine grosse Geste, fanden Parlament und Presse. Aber welch ein Irrtum! Die Schweiz musste eine diplomatische Schlappe einstecken. Mit ihrer Initiative erntete sie nichts als Undank und Hohn. Es war zu offensichtlich, dass der Kleinstaat nicht die machtpolitischen Mittel besass, um einem solchen Vorstoss das nötige Gewicht zu verleihen.

Unsere Aussenpolitik verlangt Zurückhaltung. Auch heute. Doch immer wieder lockt die Macht. Jetzt möchte der Bundesrat in den Uno-Sicherheitsrat einziehen. Gewiss hat die Schweiz wie jedes Mitglied das Recht, sich um einen Sitz zu bewerben. Aber ist das neutralitätspolitisch auch klug? Der Sicherheitsrat ist das Führungsorgan der Weltorganisation. Er muss notfalls auch militärische Einsätze befehlen. Neutralität jedoch verlangt, sich von Konflikten fernzuhalten. Parteinahme und Neutralität vertragen sich nicht.

Was verlöre die Schweiz, wenn sie sich vom Sicherheitsrat fernhält? Nichts. Und was, wenn sie dort einsässe? Auch nichts – wenn alles glimpflich abläuft, sonst aber ein Stück Glaubwürdigkeit. Den prestigebedachten Politikern sei ans Herz gelegt, was der Schriftsteller Carl Spitteler vor gut hundert Jahren den Wohlmeinenden zurief: «Die patriotischen Phantasien von einer vorbildlichen Mission der Schweiz bitte möglichst leise.»

Paul Widmer hat soeben eine Biografie von Bundesrat Hoffmann publiziert: «Arthur Hoffmann. Aufstieg und Fall», NZZ-Libro, 380 S.



Showdown

Stefan Bühler

Bei uns im unteren Gürbetal haben wir keine Doppelbürger. Das liegt daran, dass wir das Gürbetal kaum je verlassen und uns auch niemals jemand von aussen besuchen kommt. Schon gar nicht eine Frau, die wir heiraten und mit der wir kleine Doppelbürger haben könnten. Die Einzigen, die bei uns überhaupt in die Nähe einer Doppelbürgerschaft kommen, sind die Kühe: Unser Simmentaler Fleckvieh haben wir schon vor Jahrzehnten mit amerikanischen Holsteinern gekreuzt, damit sie etwas mehr Milch geben. Mit anderen Worten: Im unteren Gürbetal können nur die Kühe nicht Bundesrat werden. Alle anderen unteren Gürbetaler sind dafür grundsätzlich qualifiziert.

Umso schmerzhafter empfinden wir es, dass auch jetzt wieder, für die Nachfolge von Bundesrat Burkhalter, niemand von uns ernsthaft in Betracht gezogen worden ist. Obschon wir mit Locher Ruedi, unserem Vordenker, eine überaus qualifizierte Persönlichkeit in unseren Reihen wissen: Aus seiner Jugend, als er mit einer Schafherde über die Felder zog, verfügt er über reichlich Führungserfahrung. Als Kranzschwinger hat er eine einnehmende Art, auf die Leute zuzugehen. Über seinen polnischen Erntehelfer Jaromir pflegt er seit Jahren enge Beziehungen zur EU, und als zuverlässiger Empfänger von Agrarsubventionen kennt er jedes Kässeli in Bundesbern à fond. In Diskussionen wird Locher mit jedem Schluck Roten etwas meinungsstärker, dank seinen kräftigen Oberarmen verfügt er darüber hinaus über viel natürliche Autorität. Locher ist weder Westschweizer noch Tessiner und auch keine Frau. Aus unterem Gürbetaler ist ihm die Ostschweiz egal.

Kurzum: Mit Locher hätte die Bundesversammlung die Möglichkeit, alle Minderheiten, die zurzeit Ansprüche stellen, gleichermassen zu übergehen. Er wäre der gerechteste Kandidat von allen.

Medienkritik

Ein Pflichtartikel über das x-te iPhone



Chanchal Biswas

Leser haben keine Vorstellung davon, was Journalisten im Alltag durchmachen. In diesen Tagen etwa lud Apple zur Präsentation der jüngsten iPhone-Modelle an den neuen Hauptsitz in Cupertino ein. Auf Kosten des wertvollsten und einst aufregendsten Konzerns der Welt nach Kalifornien zu reisen (Flug und Übernachtung inklusive), tönt verlockend. Doch die Sache hat einen Haken. Man muss zum x-ten Mal über das x-te iPhone schreiben.

Schnellerer Prozessor! Grösseres Display! Schärfere Kamera! Animierte Emojis!

Es gibt interessantere Herausforderungen im Leben eines Journalisten, als die Sätze aus den Werbeabteilungen der Technologiekonzerne weiterzuverarbeiten. Umso mehr Respekt verdienen die Kollegen, die sich Jahr für Jahr die Präsentationen von Apple, Samsung, Tesla & Co. antun und dann auch noch etwas Eigenständiges hervorbringen. Darum präsentieren wir hier einige Berichte, die aufgefallen sind:

Für überlegte Käufer. Das neue Apple-Flaggschiff iPhone X wird entsperrt, in dem die Kamera das Gesicht des Nutzers dreidimensional scannt. Diese neue Techno-



Auf Kosten des wertvollsten und einst aufregendsten Konzerns der Welt nach Kalifornien zu reisen, tönt verlockend. Doch die Sache hat einen Haken.

logie ist nicht frei von Tücken und Risiken, und vor allem bedeutet sie einen weiteren Eingriff in unsere Privatsphäre. Wollen wir wirklich, dass unser Smartphone mehrmals pro Tag in unseren Gesichtern liest wie in einem offenen Buch? Und was können gewinnorientierte Firmen mit diesen Daten anstellen? Die NZZ wie auch der «Tages-Anzeiger» warfen grosse Fragen auf.

Für Schnäppchenjäger. Am anderen Ende der Ernsthaftigkeitsskala war die Berechnung des «Guardian», wonach es für Engländer günstiger ist, nach New York zu reisen, dort ein iPhone X zu kaufen und heimzuschmuggeln, als eines im Laden in London zu kaufen. Man spart 2 Pfund.

Für Investoren. Die «Financial Times» zeigte in einer Grafik auf, warum das iPhone zunehmend zum Problem für Apple-Aktionäre wird. Es ist zwar immer noch der grösste Umsatz- und Gewinnstreiber des Konzerns, aber mit jedem neuen Modell sinkt der unmittelbare Einfluss auf den Aktienkurs. Keine Kurs-Phantasie mehr, sagt man im Börsenjargon.

Für Werber. Einen zumindest kommerziell kreativen Ansatz haben die Kollegen von 20min.ch gefunden. Sie wählten mit ihrem Live-Ticker aus Cupertino zwar eine konventionelle Art der Berichterstattung (20 Uhr 18: «Es wird iPhone X heissen.»), versetzten sie aber mit gesponsorten Tweets der Swisscom (20 Uhr 21: «Wer zuerst bestellt, erhält sein Modell zuerst.»). Sich von der einen Firma einladen lassen, dann eine andere Firma zur Kasse bitten – darauf muss man erst mal kommen.

Grenzerfahrung

Fremdschämen im Herbst



Barbara Hofmann

Szene 1: Cadenazzo an einem ganz normalen Montag im Herbst: Die Autorin sollte eigentlich dringend nach Locarno, doch der Zug ist so voll, dass die Passagiere aus der Deutschschweiz nach dem Öffnen der Türen fast aus dem Zug zu fallen drohen und wieder hineingestopft werden müssen. Indische Verhältnisse in Cadenazzo, sozusagen. Einsteigen ist unmöglich, der Lokführer zuckt bedauernd die Schultern. Der unter grossen Mühen abgemachte Termin platzt.

Szene 2: Cadenazzo an einem ganz normalen Mittwoch im Herbst. Heerscharen von deutschsprachigen Touristen mit grauen Haaren versperren auf dem Bahnhof dem Rest den Weg. Es ist unmöglich, zum Zug vorzudringen. Die ernsthaften Tessinreisenden haben keine Zeit, um eine Gasse für den Gegenverkehr der Alltagsreisenden zu bilden. Mittendrin ein Geschäftsmann am Rande des Nervenzusammenbruchs, das Handy am Ohr. Die Sprachfetzen lassen erahnen, dass es um eine verkehrsbedingte Verspätung geht. Der Zug ist mittlerweile abgefahren. Also auch sein Termin geplatzt.

Szene 3: Cadenazzo an einem normalen Donnerstag im Herbst. Um dem touristi-

schen Dichtestress zu entgehen, wählt man den Frühzug. Umsonst. In der Tür steht ein Rudel männlicher Touristen aus der Deutschschweiz. Einer alten Tessinerin, deren Gang aus gesundheitlichen Gründen schwankend ist, grölen sie hinterher: «Das ist der Alkohol!» Die Autorin, die versucht, sich zwischen den Bauchkugeln der Männer hindurchzuschlängeln, wird intensiv gemustert. Da sie italienisch gesprochen hat, um in den Zug hineingelassen zu werden, unterhalten sich die Touristen hinterher in Deutschschweizer Mundart über ihre körperlichen Qualitäten. Aber immerhin kommt ihr Termin diesmal zustande.

Der Kanton Tessin ist schön. Gerade im Herbst. Aber liebe Touristen aus der Deutschschweiz, als reife Menschen wissen Sie doch eigentlich, was sich gehört. Sie treten hier in Massen auf. Und dann? Kein «Buongiorno» oder «Grazie», kein «Scusi» oder «Arrivederci». Sie sprechen keinen Brocken Italienisch in der viersprachigen Schweiz. Sie denken wohl, dass man im Tessin tun und lassen kann, was man will. Sie werfen sämtliche Höflichkeitsregeln über Bord und erwarten auch noch, dass man Ihnen höflich und mit einem Lächeln begegnet. Im Sommer kommen übrigens jüngere Touristen ins Tessin. Die wissen sich nicht nur besser zu benehmen, sie sind auch viel unkomplizierter als die Generation der über 70-Jährigen. Als deutschsprachige Bewohnerin des Tessins muss man sich selten so oft fremdschämen wie im Herbst.

Barbara Hofmann lebt seit über 25 Jahren als freie Journalistin im Kanton Tessin.